

Rüdiger von Fritsch
Die Geschichte in mir

RÜDIGER
VON FRITSCH

Die Geschichte in mir

Eine deutsche Familie
im 20.Jahrhundert

Siedler

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

2. Auflage

Copyright © 2026 by Siedler Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Karten: Peter Palm

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Umschlagabbildungen: privat

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0207-0

www.siedler-verlag.de

*Dieses Buch hätte nicht entstehen können ohne
die Unterstützung meiner vier Geschwister –
denn »Die Geschichte in mir« ist zugleich
»Die Geschichte in uns«. Sie teilen sie mit mir,
auch in Urteil und Einordnung, und setzen sich
mit mir der Wirkung aus, die das Erzählen
dieser Geschichte haben wird.*

Inhalt

So weit weg wie der Mond	9
Rundgeschliffene Scherben	9
Hitler lag beim Pudding	28
Umbruch im Baltikum	36
Die Welt meiner Großeltern	36
»Lachen Sie, Sie werden alle weinen!«	42
Ein Brief des Kommissaren	61
Im Generalbezirk Litauen	69
Aus Sicht meines Vaters	69
Kaunas unter deutscher Besatzung	89
Wiedersehen mit Plonian	103
Das Ghetto von Kaunas	121
Das Blatt wendet sich	131
Poljas Brille	131
Eine Hochzeit in Kauen	146
»... aber die Liebe war doch so groß.«	153
Die letzten Monate des Krieges	162
Auflösungserscheinungen	162
Die große Flucht	168
An der Front	179
Das Ende	186

Neuanfänge	195
Das Verschwinden des Thomas von Fritsch	195
Die »alten Kämpfer«	210
Im Baltikum Nordamerikas	218
Familienangelegenheiten	222
Der Vergangenheit auf der Spur	234
Die Erzählungen der Erwachsenen	234
Onkel Werner	252
Aufbrüche	263
Auf eigenen Wegen	281
Polen: Aufbruch in die Freiheit	281
»How much history there is on the continent!«	294
»Sei nicht gleichgültig!«	302
Kampf um die Wahrheit	311
Großen Dank	331
Anhang	333
Im Buch erwähnte Familienangehörige	335
Annie und Paul-Adolfs Treck	336

So weit weg wie der Mond

Rundgeschliffene Scherben

Der kleine graue Elefant aus der Spielzeugkiste meiner Kindheit war wohl aus Kautschuk gefertigt. Jedenfalls nicht aus Plüsch wie die anderen Tiere. Er fasste sich an wie der Gummistöpsel in der Badewanne. Deswegen gefiel er mir nicht sehr, aber er war besonders wertvoll. Denn mein Großvater hatte ihn mir aus Afrika mitgebracht. Davon war ich überzeugt, so hatte meine kindliche Logik es sich zurechtgelegt. Afrika, das war die Welt voller farbiger, lebendiger und schöner Bilder, die der Großvater in seinen Erzählungen vor uns ausbreitete. Weil alles, was der Großvater in Afrika besessen hatte, verloren gegangen war, war der Elefant besonders wichtig. Erst mit der Zeit begriff ich: Der Großvater hatte Afrika bereits 1917 verlassen, als Kriegsgefangener, und ich war erst 1953 geboren worden.

Es gab vieles, was ich mir von den Erwachsenen nicht erklären ließ, weil ich mir meinen eigenen Reim darauf machte. Was soll man auch fragen, wenn einem die Dinge klar sind. Zuhören, empfinden, sortieren. Der ständige Strom der Erzählungen von Eltern und Großeltern, immer neue Bilder, Eindrücke und Urteile. Langsam entstand aus dem Flickenteppich an Erinnerungen und Vorstellungswelten früherer Generationen meine eigene Kartografie der Vergangenheit.

Verloren gegangen war nicht nur Afrika, ganze Welten waren versunken: das Kaiserreich und Dresden, die Heimat meines Vaters. Russland, wo die deutschbaltischen Eltern meiner Mutter aufgewachsen waren, wurde seit Langem von Kommunisten beherrscht. Dort, weit im Nordosten Europas, hatte auch meine Mutter ihre Kindheit und Jugend verbracht, in Litauen, nahe der lettischen Grenze. »Wegen des Krieges« hatte ihre Familie 1941 ihre Heimat verlassen müssen; im sogenannten »Warthegau«, dem westlichen Polen, der damals irgendwie zum »Reich« gehörte, war den Deutschen aus dem Baltikum eine neue Bleibe zugewiesen worden. Der Name »Warthegau« leuchtete mir ein: Ich wusste ja aus ihren Erzählungen, dass sie wenig später weitergezogen waren, diesmal auf der Flucht vor der heranrückenden Roten Armee. Bis dahin hatten sie eben gewartet. Auch das musste ich mir nicht erklären lassen.

Verloren gegangen waren Vermögen, erst durch Inflation, dann durch Enteignung, verloren gegangen war die Heimat beider Familien und schließlich irgendwie Deutschland überhaupt und insgesamt.

Jedenfalls gab es in meiner Kindheit eine »Sowjetisch Besetzte Zone«, die mit »Mauer und Stacheldraht« abgesperrt war. Statt »Zone« konnte man auch »drüben« sagen, »SBZ« oder auch »Mitteldeutschland«. Auf keinen Fall aber »DDR«, das wäre einer staatlichen Anerkennung gleichgekommen. Und die Mitte »Ostdeutschland« zu nennen, hätte einen Verzicht auf die »Ostgebiete« bedeutet – Schlesien, Pommern, Ostpreußen. Gelegentlich beklagte der Großvater überdies den Verlust von Elsass-Lothringen, Eupen-Malmedy oder Nord-Schleswig. Wie verhielt es sich eigentlich mit diesen nach dem Ersten Weltkrieg zurückgegebenen oder abgetretenen Gebieten? Konnte man dorthin auch nicht reisen? Gab es dort auch

»Mauer und Stacheldraht«? Wieder eine der vielen Fragen, die ich den Erwachsenen nicht stellte und die mir als Acht- oder Zehnjährigem durch den Kopf gingen. Erst mit der Zeit verstand ich auch, dass die Erwachsenen immerzu von zwei verschiedenen Kriegen redeten, die zumindest die Großeltern beide miterlebt und durchlitten hatten.

Das alte Russland, Afrika, der Kaiser – die Welt der Großeltern, das war alles weit weg. Doch auch die Kindheit und Jugend der Eltern schien mir unendlich fern. Was bloß wenige Jahre her war, verband sich überhaupt nicht mit meiner Gegenwart. Zwischen meiner Kindheit und Jugend und jener der Eltern lag der Krieg, ein Ereignis von so ungeheurer, schrecklicher Ernsthaftigkeit, dass ich es unmöglich erfassen konnte. Der Krieg, das war der vollständige Bruch. Diese Zäsur war absolut, sie hatte alles radikal verändert. Die Zeit »vor dem Kriege« war so weit weg wie der Mond.

»Vor dem Kriege«, so hieß es in den Unterhaltungen der Erwachsenen, wenn die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg gemeint war. Entsprechend sagte man »im Kriege« und, zur Unterscheidung davon, »im ersten Kriege«. Der Bruder der Mutter und der Bruder des Vaters waren »gefallen«, Verwandte und Bekannte waren »im Felde geblieben«, »verschollen« oder »von der Front überrollt« worden, die Tante hatte »Schreckliches erlebt« beim Einmarsch der Roten Armee. Freundinnen meiner Mutter waren alleinstehend – »die Männer, die sie hätten heiraten können, sind gefallen«, hieß es. Meine Mutter hatte ihren Vetter »nie mehr wiedergesehen«, dem es, anders als ihr, noch gelungen war, am Abend des 13. Februar 1945 in Dresden einen Zug zu besteigen. Der war wenig später Ziel eines Fliegerangriffs geworden. Meine Mutter war vom Bahnhof in die Stadt zurückgeeilt, hatte die Zerstörung Dresdens

aber wie durch ein Wunder überlebt. Alles Erlittene wurde erzählt, alles – außer dem einen großen Tabu: der Demütigung und Vergewaltigung der Frauen durch Soldaten der Roten Armee 1945.

Alle Erwachsenen meiner Kindheit waren geprägt durch den Krieg, der ihr Leben dramatisch verändert hatte. Sie blieben von jener Menschheitskatastrophe für immer gezeichnet in Leben, in denen es oft überhaupt nur darum ging durchzukommen, in denen Verarbeitung ein Fremdwort blieb, aber natürlich geschah: in Trauer und Verdrängung, in Resignation und Beharrung. Bei dem einen und anderen setzte ein Nachdenken ein, bei manchen ein Abwägen von zugefügtem und erlittenem Leid, eine klare Sicht auf die eigene Verantwortung, auf Mitschuld oder Schuld. Doch wie schwer war das.

Der Krieg, das war die große Erzählung, die alles überwölbte. Später verstand ich, dass die Älteren uns vor der Wucht ihrer eigenen Erlebnisse auch zu schützen suchten, und ich spüre noch immer, wie wenig ihnen das gelang. Meine Generation wurde zur Echowand des Zweiten Weltkrieges wie des »Tausendjährigen Reiches«.

Ich hatte schreckliche Angst vor dem Krieg, schreckliche Angst, dass er wiederkommen würde, ohne dass ich genau hätte sagen können, was Krieg bedeutete. Als kleines Kind immer wieder der gleiche Traum: Überall ist Krieg, nur an einem einzigen Ort nicht. Mit meinen Eltern und Geschwistern versuche ich verzweifelt, diesen Ort zu erreichen. Aber wo war er?

Dass der Krieg wiederkommen würde, war ja sehr wahrscheinlich, um nicht zu sagen, eigentlich ausgemacht. Auf den Handtuchhaltern aus elfenbeinfarbenem Kunststoff, die

wir an die Kacheln im Badezimmer klebten – Folie abziehen, anlecken, andrücken, festhalten –, stand »bombenfest«. Das war so irritierend wie beruhigend zugleich. Die Sorge der Erwachsenen während der Kubakrise 1962 übertrug sich auf uns. Und in den ersten Klassen der Volksschule, wie die Grundschule damals hieß, wurden wir auf den Atomkrieg eingestellt: War man auf dem Nachhauseweg, sollte man sich flach auf den Boden legen, in Richtung des Atompilzes, und den Ranzen als Schutz vor dem Kopf aufstellen. In der Schule hätte man auch das Pult umstürzen können, um sich zu schützen. Das wäre aber in unserer Klasse nicht gegangen, denn die Pulte waren alt und alle miteinander verschraubt. Jedenfalls wurden seit der Kubakrise bei uns zu Hause im Keller haltbare Lebensmittel bevorratet, merkwürdige Konservendosen, die vergessen und eines Tages weggeworfen wurden, weil sie sich aufbeulten.

In unserer Straße in Siegen, wo ich die ersten Jahre meiner Kindheit verbrachte, gab es Ruinen, in denen es sich herrlich spielen ließ, was streng verboten war. Die Ruinen in Düsseldorf, wo wir dann bis Mitte der sechziger Jahre lebten, waren höher. Mit der Zeit verschwanden sie, auch wenn sie wie Narben im Antlitz der Städte erhalten blieben. All die Spuren der Vergangenheit, die sich nicht fügten: Das immer noch bloß halbhohe Haus, die Trostlosigkeit der Nachkriegsfassaden, die größere Anzahl der Stockwerke der Neubauten im Vergleich zum verschont gebliebenen Nachbarhaus, die Luftschutzbunker. Die Spuren blieben, wie die Apokalypse und der Verlust, die Schuld und das Grauen dahinter.

Auch die Kriegsversehrten, die wie selbstverständlich das Straßenbild mitbestimmten, waren eines Tages nicht mehr da: die Amputierten, deren leeres Hosenbein sorgfältig hochge-

heftet war, die Männer mit den lederüberzogenen Handprothesen, der alte Mann ohne Beine, der auf einem kleinen Brett mit Rollen am Rande des Jahrmarkts Kurzwaren verkaufte, Knöpfe, Nähzeug oder Pflaster: »Eine Mark der Meter – brauchen tut's ein jeder!«

Mit der Zeit verschwanden auch die Suchplakate des Deutschen Roten Kreuzes, die an jedem Bahnhof hingen und in jedem öffentlichen Gebäude. Auf ihnen waren Kinder zu sehen, so alt wie ich, ein Mosaik kleiner Köpfe. Sie hießen »Hermann«, »vielleicht Waldemar«, »Gudrun«; sie hatten »möglicherweise eine Schwester Margarete« gehabt oder stammten »wahrscheinlich aus der Nähe von Insterburg« oder »aus dem Raum Schweidnitz«. Sie alle hatten den schrecklichsten Verlust erlitten, den ich mir vorstellen konnte: »Kinder suchen ihre Eltern« stand auf diesen Plakaten.

Die letzte Spur des Krieges, die es Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre im öffentlichen Bild von Schwäbisch Gmünd, wohin ich mit meiner Familie im Alter von zwölf Jahren gezogen war, noch gab, waren die Plakatständer, die das überparteiliche »Kuratorium Unteilbares Deutschland« aufstellte: »3 geteilt – niemals!« Auf ihnen war »Deutschland in den Grenzen von 1937« abgebildet, so wie in »Dierckes Weltatlas«, den wir im Erdkundeunterricht benutzten; aus ihm lernten wir, dass die deutschen Ostgebiete »zur Zeit unter polnischer« beziehungsweise »sowjetischer Verwaltung« standen – zurzeit das war das Entscheidende. In dieser Frage gab es zwischen den demokratischen Parteien keine Auffassungsunterschiede. Zumindest nach außen hin.

Wann meine Eltern aufhörten, am Silvesterabend die Rollläden hochzuziehen und Kerzen in die Fenster zu stellen, um der deutschen Einheit zu gedenken, weiß ich nicht mehr. Der

Berliner Bürgermeister Willy Brandt hatte das mit der Kerze vorgemacht, auf einem Foto in der Zeitung war das zu sehen gewesen. Doch das Gedenken dünnte aus. Irgendwann wurde am 17. Juni, dem »Tag der deutschen Einheit«, in der Schule nicht mehr jene hässliche Nachbildung der Berliner Freiheitsglocke aus Plastik verkauft – ein Kerzenständer, der stinkend zu schmelzen begann, wenn man nicht aufpasste. Auch der kleine Anstecker mit dem Brandenburger Tor, den man aus diesem Anlass tragen sollte, kam aus der Mode. Die deutsche Frage blieb trotzdem offen. Irgendwie. Woran der Einzelne dabei denken mochte, blieb unklar: ob nur an »drüben« (»Denk an drüben!« forderten die Plakate des Kuratoriums inzwischen mit Blick auf die DDR) oder immer noch an die Ostgebiete.

Und das alles nur wegen des Krieges, den die anderen gegen uns geführt hatten. Die hatten angefangen oder uns provoziert, wir hatten uns verteidigen müssen. So ungefähr lautete die Erklärung, die unser Vater uns gab. 1928 war er, mit noch nicht einmal 19 Jahren, in die NSDAP eingetreten. Und bis zu seinem Tod 2006 war er nach seiner Auffassung Mitglied geblieben.

Nicht, dass ich acht- oder neunjährig schon nach den Ursachen des Krieges gefragt hätte. Auch das Dritte Reich und der Nationalsozialismus tauchten erst allmählich in meiner Wahrnehmung auf. Zunächst waren es nur Gesprächsfetzen, die ich mitbekam: »Adolf Hitler«. »Die Juden«. »Die Besatzer«. Und immer wieder diese schrecklichen Verluste und das unendliche Leid, das wegen der Feindschaft »der anderen« gegenüber Deutschland über uns gekommen war.

Mit unserer Mutter oder den Großeltern sprachen wir nicht über die großen Zusammenhänge, über die Ursachen

ihres Verlustes. Wir Kinder fragten sie einfach nicht danach – wir wussten ja um die Erklärungen, vor allem von unserem Vater. Auch über »Zweiter Weltkrieg«, »Flucht und Vertreibung« sprachen wir Kinder mit der Mutter und den Großeltern nicht, das kannte ich, das war so eine Art Grundrauschen in der Erwachsenenwelt. Und es war belastend. Im Gespräch mit ihnen interessierte ich mich viel mehr für das Leben im Baltikum vor dem Krieg, für Afrika oder das Russland der Zarenzeit. Die Kindheit meiner Mutter lag in einer fernen, friedlichen Welt. Auf einem alten Foto aus ihrer Heimat schien mir diese eingefangen: Strahlend radelt ihr zwölfjähriger Bruder Helmar durch eine weite Landschaft auf den Betrachter zu.

Das Schicksal der Mutter wie das der Großeltern war so übermächtig, ihr Trauma so groß, dass Fragen nach Ursache und Wirkung, Versagen und Schuld, nach dem Leid anderer in ihren Erzählungen auch gar nicht durchdrangen. So bestimmten die Erklärungen meines Vaters unser Verständnis der jüngeren Geschichte.

Möglicherweise war Herr van Zijl der Erste, der in mir Zweifel säte, dass sich nicht alles so zugetragen hatte, wie mein Vater es uns erzählte. Der Niederländer arbeitete in der gleichen Firma wie mein Vater. Einmal hatte er meinen älteren Bruder und mich im Auto mitgenommen – warum auch immer –, und unterwegs machte er an einem Friedhof oder einer Gedenkstätte Halt. Dort wurde im Krieg ums Leben gekommener Holländer gedacht. Die Erklärungen von Herrn van Zijl machten deutlich, dass es sich bei ihnen um Opfer handelte – und das war neu. Denn Opfer waren für mich bis dahin nur Deutsche gewesen. Und wenn die Deutschen nicht Opfer waren, hatten sie doch stets gerecht gehandelt.

Dass mit uns und den Holländern etwas nicht stimmte, hatten wir zuvor höchstens daran gemerkt, dass die holländischen Kinder uns »Moffen« hinterherschrien, als wir an der Nordseeküste Ferien machten. Das sei eben so ein Schimpfwort, erklärten die Eltern uns, darauf sollten wir nicht hören. In der großen Erzählung, die meistens nur »der Krieg« hieß, kamen die Holländer gar nicht so recht vor. Andere standen im Vordergrund: Engländer, tapfere Soldaten, den Deutschen am ehesten ebenbürtig. »Der Russe«, unerbittlich, grausam und in Todesfurcht vor den eigenen Kommandeuren. Die verheizten alles und jeden. »Der Pole«, schneidig, aber von gestern: hatten noch die Kavallerie eingesetzt. »Der Franzose« hatte rasch kapitulieren müssen und sich in der Besatzung nicht schlecht eingerichtet. Amerikaner – Nachschub ohne Ende. Kein Wunder, dass sie am Ende gewannen. Aber es hatten sich ja auch alle verschworen gegen uns. Sogar die Italiener. Waren im entscheidenden Moment mal wieder umgefallen, kein Verlass auf sie. Tapfer, treu und heldenmütig: die nordischen Völker. Waren gar nicht verbündet gewesen? Ach was, die Waffen-SS konnte sich doch vor Freiwilligen gar nicht retten! Aus aller Herren Länder, selbst aus Indien und aus muslimischen Ländern, kamen sie! Hat die Bundeswehr islamische Geistliche? Na bitte, aber die Waffen-SS hatte Imame!

Dass es eine andere Sicht der Vergangenheit gab als die unseres Vaters, erfuhren wir im Laufe der Zeit in der Schule, in den Häusern von Freunden oder im Sommer bei der französischen Gastfamilie. Dort dämmerte mir auch, dass die Überzeugung von der besonderen Größe und Bedeutung der eigenen Nation, die sich aus Gegensätzen, gar Gegnerschaft speist, keine deutsche Besonderheit war. 1970 verbrachte ich einige Monate als Austauschschüler in einem Internat in Schottland.

Ich war der erste Deutsche dort. Die bevorzugte Lektüre meiner Zimmergenossen waren »Warmags«, War magazines, billig produzierte Heftchen mit gezeichneten Bildergeschichten über schlaue englische Soldaten, die zahlenmäßig weit überlegene, aber tumbe Deutsche heldenmütig austricksten, welche nicht einmal ihre eigene Sprache richtig beherrschten (»Donner und Blitzen!«, »Du Schweinhund!«). Jenseits platter Vorurteile, über die wir uns auseinandersetzten, wurde rasch deutlich: Meinen britischen Mitschülern waren ganz andere Erzählungen mit auf den Weg gegeben worden als mir. Sagte ich »Dresden«, sagten sie »Coventry«. Und sagte ich, nach meiner Rückkehr, zu meinem Vater »Coventry«, wurde die Diskussion hitzig. Meinen Geschwistern ging es ähnlich. Wir fanden uns in einem Irrgarten der Widersprüche, aus dem es anscheinend keinen Ausweg gab.

Zunehmend erschloss sich mir, dass nicht allein »wir« Furchtbares erlitten hatten – sondern »die anderen« auch. Und dass wir, was fast noch erschütternder war, für das Schreckliche, das ihnen widerfahren war, die Verantwortung trugen. Und sich somit auch all das erklärte, was meinen Eltern und Großeltern, ihren Verwandten, Bekannten und Freunden geschehen war. Dass die Deutschen selbst ihr Leid ausgelöst und ihre Verluste verschuldet hatten. Auch wenn das eine das andere nicht rechtfertigte. Doch wir lernten mehr und mehr, Ursache und Wirkung zu unterscheiden und zu begreifen. In der Schule und in der Begegnung mit der Fremde entstand unsere eigene Welt. Wir ordneten ein und versuchten zu verstehen.

So kam es mit der Zeit auch immer häufiger zu Auseinandersetzungen mit meinem Vater über die jüngere Vergangenheit, sie wurden intensiver, manchmal heftiger, je mehr ich darüber

erfuhr, was sich in jenem Dritten Reich, das er verherrlichte, tatsächlich zugetragen hatte. Zu welcher schrecklicher Zerstörung und Vernichtung die Ideologie und die Taten jenes Nationalsozialismus geführt hatten, der für ihn und seine Freunde »unsre herrliche Bewegung« blieb. In jedem unserer Gespräche im Laufe der Jahre wusste er Er widerungen und kannte die »Lügenmärchen und Gräueltgeschichten«, vor allem über den Holocaust, mit denen Deutschland weiter gedemütigt, schlecht gemacht und in Schuld gehalten werden sollte. Von den Besatzern. Stets hatte er selbst noch mehr gelesen und bestritten, was mehr und mehr zu Tage trat und wofür es Beweise gab: die systematische Ermordung und Verfolgung von Juden und Polen, Sinti und Roma, Homosexuellen oder politischen Gegnern. Nirgends gab er nach, nie räumte er etwas ein, schon gar nicht deutsche Schuld und Verantwortung. Drei Optionen blieben mir: mit meinem Vater vollständig zu brechen, seine Geschichten immer wieder mehr oder minder schweigend anzuhören – oder mich mit ihm auseinanderzusetzen.

Mit ihm zu brechen – das kam für meine vier Geschwister und mich nicht infrage, so fundamental sich unser Blick auf die Geschichte auch unterschied. Wir liebten ihn als Vater, und er gab uns jeden Grund hierfür. Seine eigene Vergangenheit und unsere Kontroverse darüber machte schließlich nur einen Teil unseres Verhältnisses aus. Es war von so viel mehr bestimmt. Er war eine eindrucksvolle, umfassend gebildete Persönlichkeit, ein kluger Gesprächspartner, bewandert in Geschichte wie Politik, in Mathematik und Astronomie, interessiert an Soziologie und Psychologie. Als wir klein waren, spielte er ideenreich mit uns und wusste wunderbare Geschichten zu erzählen, später nahm er intensiv Anteil an allem, was wir taten, und förderte uns, wo er nur konnte; als wir

eigene Familien hatten, war er ein liebevoller, zugewandter Großvater.

Doch es gibt keine Aufrechnung. All das Helle, Gute und Liebevolle kann die dunkle Seite nicht vergessen machen oder ausgleichen, jedes steht für sich. Und in einem unauflösbaren Widerspruch zueinander. »Ja, aber er war ein guter Ehemann und Vater«: Wie schnell gerät das zur Ausrede oder Entschuldigung. Doch wenn wir es ohne »Ja, aber« sprechen, stimmt es gleichwohl. Es gilt alles nebeneinander und gleichzeitig.

So wie es mir nicht in den Sinn kam, mit ihm zu brechen, konnte ich andererseits nicht damit leben, seine Version der Geschichte, von der ich mehr und mehr wusste, dass sie sich anders zugetragen hatte, immer wieder einfach hinzunehmen. Also begann ich zu lesen und zu recherchieren, ihn mit Dokumenten, Zeugenaussagen und Tatsachen zu konfrontieren. Mein – von ihm befördertes – historisches Interesse, schließlich mein Studium der Geschichte halfen mir dabei. So ergab es sich auch, dass von uns Geschwistern ich mich am intensivsten und längsten mit ihm auseinandersetzte – auch weil mein Berufsweg mich immer wieder in Berührung mit seinen Themen brachte, mich mit den schrecklichen Spuren seiner Zeit konfrontierte.

In der Auseinandersetzung kam mir seine Offenheit zugute. Er gehörte nicht zu jenen Vätern, die über jene Zeit nicht sprechen wollten oder die eigene Haltung im Nachhinein zu rechtbogen. Deren Schweigen jenen großen, blinden Fleck erzeugte, der so viele Angehörige meiner Generation und der unserer Kinder bis heute so sehr beschäftigt. Im Gegenteil, er suchte das Gespräch, fundierter Widerspruch kam ihm gerade recht. Er wollte sich erklären. Nicht nur zu allgemeinen Fragen, dazu, was er als »glühender Nationalsozialist«, wie er und seine

Freunde sich nannten, meinte, dachte und richtig fand, sondern auch zu seinem eigenen Tun und Handeln in jener Zeit. Hierüber sprach er bereitwillig. Von 1941 bis 1944 hatte er in der Verwaltung des besetzten Litauens gearbeitet. Deutschland, so seine Erzählung, hatte die baltische Republik befreit, nachdem sie zuvor von der Sowjetunion annektiert worden war. Was wusste er vom Schicksal der litauischen Juden, die von den Deutschen fast vollständig ermordet wurden? Nichts, denn das stimme ja gar nicht. Warum hatte er nach Kriegsende vier Jahre lang unter falschem Namen gelebt? Irgendetwas musste er doch angerichtet haben. Er habe sich überhaupt nichts vorzuwerfen, aber aufgrund alliierter Abmachungen wäre er womöglich an die Sowjetunion ausgeliefert worden. Und dort wäre es ihm auf jeden Fall schlecht ergangen. Zur Begründung einer Auslieferung habe gereicht, in dem besetzten Gebiet während des Krieges eine Funktion innegehabt zu haben.

Nie war die Diskussion mit ihm abgeschlossen. Je mehr ich wusste, desto mehr Fragen hatte ich an ihn. Keiner wich mein Vater aus, nie gab es abschließende Antworten. Unsere Streitgespräche, die begannen, als ich 14 oder 15 Jahre alt war, schärften meine eigenen Auffassungen, sie trieben mein Bemühen voran, möglichst genau über möglichst vieles Bescheid zu wissen und mir mein eigenes Bild von der Vergangenheit zu machen. Die Vernunft konnte aufräumen, der Widerstreit der Gefühle war nicht aufzulösen. Das eine half das andere auszuhalten, all die Widersprüche und Spannungen. Einig würden wir uns nicht werden. Doch ich wusste, wo mein Vater stand und wo ich stand. Wir setzten uns im doppelten Sinne des Wortes auseinander – wir stritten uns und wir setzten uns so zugleich voneinander ab. Damit konnten wir leben. Unser Fundament war stark genug.

Dass es meinen vier Geschwistern und mir gelang, eigene Wege zu gehen, ohne mit unserem Vater zu brechen, ist vielleicht gar nicht so kompliziert zu erklären. Er selbst schuf die Voraussetzung dafür. Mein Vater hatte 1945 erkannt, dass seine Welt keine Zukunft mehr hatte, seine Kinder würden sich in einer ganz anderen einrichten und zurechtfinden müssen. So sehr er lebenslang seine Weltsicht erklären wollte, hat mein Vater doch nie von uns erwartet, dass wir diese übernehmen. Dann wären wir in schreckliche Sackgassen gerannt.

Seine Söhne träten nun wohl in seine Fußstapfen, meinte einer seiner Freunde einmal etwas floskelhaft in einer Rede auf meinen Vater. Der nahm mich, ich war etwa 16, anschließend zur Seite: Das sei nett gemeint gewesen, aber nicht richtig. Er wolle keineswegs, dass wir ihm einfach nachfolgten. »Das ist jetzt eure Welt. Ihr müsst in ihr zurechtkommen und in ihr leben.«

So entschied er auch bewusst, uns nicht einfach bloß ziehen zu lassen, sondern uns den Weg in unsere eigene Welt zu öffnen, zu ermöglichen und uns auf diesem Weg zu begleiten. Früher hatte ich gedacht, dass meine Brüder und ich aufs Internat kamen, weil das Bildungsangebot dort größer war als auf dem örtlichen Gymnasium. Das traf gewiss auch zu, doch der entscheidende Grund war wohl ein anderer. Darüber sprach mein Vater damals mit meiner acht Jahre älteren Schwester, die als Lehrerin schon auf eigenen Füßen stand, als ich das Elternhaus mit 15 Jahren verließ. Er wisse, so sagte ihr mein Vater, dass er eine starke Persönlichkeit sei; umso wichtiger sei es, dass seine Söhne auch andere Meinungen hörten.

So kamen wir nach Salem. Gegründet von Kurt Hahn, einem jüdischen Pädagogen, dem Privatsekretär des letzten Reichskanzlers der Kaiserzeit, Prinz Max von Baden, der Hahn die

Salemer Klosteranlage als pädagogische Provinz zur Verfügung stellte. Erziehung zur Verantwortung war der Leitgedanke dieses neuen Typs, sich für etwas als richtig Erkanntes auch gegen Widerstand einzusetzen. Die Schule wurde zu unserer Zeit von einem ehemaligen britischen Marineoffizier geleitet – ausgerechnet von einem Engländer! Die waren in der Sicht unseres Vaters eigentlich die Schlimmsten gewesen –, und nun erzog einer von ihnen seine Söhne. Nach jeweils einem Jahr Internatsbesuch schlug dieser Schulleiter uns vor, wir sollten für ein Austauschtrimester nach Großbritannien gehen. Eine hervorragende Idee, meinte unser Vater. So kam ich auf jenes Internat nach Schottland, wo fast alle Lehrer und Erzieher Kriegsteilnehmer gewesen waren und der Französischlehrer ein Pole im Exil. Die dortige Atmosphäre, die Prägungen und die Gedankenwelt der Mitschüler machten auf mich als 16-Jährigen nachhaltigen Eindruck.

Ohne dass unser Vater das selbst je ausgedrückt hätte, erkannten wir Kinder über die Jahre, dass sein Verhalten uns und unseren Entscheidungen gegenüber nicht bloß rationaler Erwägung entsprach, sondern vor allem in tiefer Zuneigung gründete und in wachsendem Stolz auf die Wege, die wir nun gingen. Indem er uns die nötige Freiheit ließ und auch hinnahm, dass wir zunehmend Ansichten vertraten, die er nicht teilte, hielt unser Vater zugleich das innerste Band zwischen uns zusammen. So gelang es ihm auch, in uns den Sinn für das zu wecken, was ihm im Letzten eben doch wichtiger war als alle Ideologie: die Familie und deren Zusammenhalt. Wir lernten mit dem Paradoxon zu leben, den Vater zu lieben und gleichzeitig seine Ideologie und das, was sie angerichtet hatte, zu verurteilen.

Meine Geschwister und ich haben uns bis heute einen sehr

engen und vertrauten Zusammenhalt bewahrt. Immer wieder haben wir, über die Jahrzehnte, über unser historisches Gepäck gesprochen, nicht nur über unseren Vater, gleichermaßen auch über das alte Baltikum und den Lebensweg unserer Mutter, haben versucht zu verstehen, wie die Generationen vor uns Schicksale aushalten können, die für ein Leben zu viel waren. Wir räumen einander ein, dass jeder von uns mit der Geschichte – auf die wir einen grundsätzlich gleichen Blick haben – verschieden umgeht. Dass es legitim ist, zu sagen: Ich mache mir an einem Punkt mein eigenes Bild der Vergangenheit, abschließend. Nicht um alles zu verstehen, sondern um alles aushalten, um mit dem Widerspruch leben zu können.

Wie intensiv unser Vater das Gespräch über seine Themen führte, hing wesentlich auch davon ab, wie politisch und historisch interessiert sein Gegenüber war. Das galt später auch für seine Enkelkinder, die ihn teils noch als Erwachsene erlebten. Ihnen erzählte er, so viel sie ihn fragten – und wir ihnen, was sich wirklich zugetragen hatte. »Ihr habt uns ermutigt, uns unsere eigene Meinung zu bilden«, und dieses Bild hatte vielerlei Schattierungen. »Ich sah seine Verbitterung über Verlust und Demütigung«, sagte einer der Enkel. Das habe ihn besser verstehen lassen, was Menschen dazu angetrieben hatte, das Dritte Reich aufzubauen. Deswegen werde er nichts rechtfertigen. Aber er habe es auch immer zu einfach gefunden zu sagen: »Er war böse.« Zumal man sich mit diesem Großvater über so viel anderes so gut und interessant unterhalten, so vieles mit ihm unternehmen und erleben konnte.

Unterschied sich die Weltsicht unseres Vaters sehr von der anderer Väter? Gewiss, dass jemand derart ungebrochen die

Ideologie der »herrlichen Bewegung« vertrat wie mein Vater – das kam eher selten vor. Mit der Zeit merkte ich, dass ich seine Geschichten nicht einfach so weitererzählen konnte. Vor allem die jüngeren Lehrer und die Referendare krausten die Stirn, wenn ich ungefiltert wiedergab, was ich zu Hause gehört hatte. Doch im Kreis der Mitschüler und Freunde war es gar nicht so unüblich, dass der eigene Vater – oder manchmal auch die Mutter – irgendwie »dabei gewesen« war. Aber eben nur irgendwie – und dann, das blieb selten aus, eigentlich doch nicht. So wie in vielen Berichten, die ich im Laufe meines Lebens von Verwandten und Freunden, von Bekannten und Fremden darüber hörte, was ihnen oder ihren Eltern und Großeltern in jenen Jahren widerfahren war und was sie angeblich getan oder eben nicht getan hatten. Denn fast unweigerlich kam in jeder dieser Geschichten der Punkt, an dem sie in die Entlastung abbog. Solche Erzählungen fand ich immer schwerer auszuhalten.

»Ja, mein Vater war in der Partei«, hieß es dann. »Aber nur ein kleines Licht. Und irgendwann hat er mal ziemlich seine Meinung gesagt, und seitdem hatte er berufliche Nachteile.« – »Nein, meine Großeltern wollten mit den Nazis nichts zu tun haben, dafür waren sie viel zu gläubige Katholiken / Protestanten.« – »Mein Vater war im NS-Kraftfahrkorps / in der NS-Volkswohlfahrt, aber nur, um nicht in die Partei eintreten zu müssen.« Wie selbstverständlich sprach übrigens jeder stets nur von »der Partei«, alle wussten, dass die NSDAP gemeint war. »Mein Vater ist nur in die Partei eingetreten, um anderen helfen zu können.« »Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis«, heißt es bei Friedrich Nietzsche. »Das kann ich nicht getan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach.«

Der Ausweg solcher Selbstentlastung ist verbaut, wenn die Eltern und Großeltern freudig und bewusst bis zum Schluss dabei gewesen waren und dies auch später nicht bestritten, so wie unser Vater, wenn sie vielmehr an ihren nationalsozialistischen Überzeugungen festhielten und alles Übel ausschließlich den späteren Siegern zuschrieben. Und: wenn sie nicht nur an die Sache geglaubt, sondern sich gar schuldig gemacht hatten.

Wenn »Opa kein Nazi war«, wenn kein Vorfahre von der Verfolgung und Vernichtung der Juden etwas mitbekommen, gewusst oder gar Verantwortung getragen hatte, ist es leichter, mit dem Ballast der großen Geschichte umzugehen. Denn jeder weiß natürlich um die ganze Wahrheit, die wir uns in Deutschland mühsam erarbeitet, die wir an uns herangelassen und zu einem unverbrüchlichen Teil unserer Identität gemacht haben. Jederzeit können wir unsere Betroffenheit in festen Formeln und ritualisierter Sprache abrufen und darin auch die Widersprüche in uns zudecken. Vier Worte reichen aus, um scheinbar alles zu sagen und sich klar zu bekennen: »in Anbetracht unserer Vergangenheit«. Eine diffuse Formel wird zur Eintrittskarte in die Welt der Anständigen. Das Monströse ist bündig auf den Punkt gebracht. Doch in Wahrheit nur eingekapselt, wie eben auch, dass Opa kein Nazi war.

So, wie die Erzählungen über die eigene Familie in zunehmend mildem Licht erscheinen, kann alles andere leicht zu einem großen, bloßen Dunkel werden. Das führt dann zu einer Überheblichkeit der Gegenwart, mit der sich die Ignoranz einer anderen Zeit aber nicht erklären lässt – und die auch nicht ihrer möglichen Intelligenz gerecht wird und schon gar nicht ihrer Verführungskraft. Natürlich ist es angenehmer und leichter, auf der richtigen Seite des Grabens zu stehen, alles in Schwarz und Weiß zu sortieren und mit dem Finger hinüber-

zuweisen. Doch »die Vergangenheit ist ein fremdes Land«, wie L. P. Hartley seinen Roman *The Go-Between, Der Mittler*, beginnen lässt. »Dort macht man die Dinge anders als hier.«

Vermeintliche moralische Überlegenheit geht häufig einher mit einer Vereinfachung des Geschehenen. Geschichte wird geglättet und wie eine Scherbe rundgeschliffen, bis man sie in der Hand halten kann, ohne dass irgendwelche Spitzen und Kanten uns schneiden und verletzen könnten. Wäre alles andere auch Überforderung? Weil man sich von der Last der Vergangenheit nicht immer wieder herabziehen lassen möchte? Zumal neben Schuld und Versagen ja auch die erlittenen Verluste real waren. Alles war fort. Doch zu jener Vergangenheit gehören eben nicht nur Leid und Verlust, sondern auch die Verantwortung dafür.

*

Ein Leben lang hatte mir meine Geschichte immer wieder sperrig im Weg gelegen. Nie hatte ich sie einfach zur Seite räumen können, denn hinter der nächsten Gabelung würde sie wieder da liegen und drohen, mich stolpern zu lassen. Also musste ich sie aufheben: sie zum einen auflesen, zum anderen sie betrachten und sichtbar machen, wie man ein Objekt in einen Schaukasten legt oder eben eine Begebenheit in einem Buch erinnernd aufhebt, als Teil der größeren Geschichte. In der Hoffnung, die Macht, die Geschichte über uns haben kann, aufheben zu können, zumindest ein klein wenig, wenn wir sie zeigen, anschauen und von ihr sprechen.

All diesen Fragen wollte ich nachgehen, wenn ich eines Tages im Ruhestand wäre, ein großes Mosaik zusammen-

fügen. Material gab es genug: meine eigenen Erinnerungen als Diplomat, besonders in Polen und in Russland, wo ich ein anderes Deutschland zu vertreten suchte als jenes, das dort Schreckliches angerichtet hatte, viele Aufzeichnungen meines Vaters, die Erinnerungen meiner Mutter und anderer Verwandter, die Korrespondenz meiner Großeltern aus der Kriegszeit.

Es war an der Zeit, dass ich sie endlich aufschrieb: die Geschichte in mir.

Hitler lag beim Pudding

»Die Redelien« durfte in keinem baltischen Haushalt fehlen. 1897 hatte Marie von Redelien jenes »praktische, illustrierte Hausbuch zur verständigen Führung der Wirtschaft in allen ihren Zweigen« zusammengetragen. Bienenzucht und Rechnungswesen, Geflügelkauf, Krankenpflege und Kochrezepte – kein Aspekt von »Haus und Herd«, so der Titel des Universallexikons der baltischen Hausfrau, war ausgelassen.

So besaß natürlich auch meine Großmutter, Annie Baronin von Hahn, ein Exemplar der »Redelien«.

Sie wird auf dieses Buch besonders angewiesen gewesen sein, denn was darin stand, hatte sie nie gelernt und brauchte es nun umso mehr. Im alten Russischen Reich war Anna Baronesse von Rosen 1899 zur Welt gekommen und in einer adligländlichen Oberschicht aufgewachsen, in der Mädchen in der Küche nichts zu suchen hatten. 1917 war das Reich der Zaren in der Revolution verschwunden, in ihrer baltischen Heimat hatten sich drei neue Staaten gegründet: Estland, Lettland und Litauen. Diese enteigneten die vormalige Oberschicht weit-

gehend, und als Annie von Rosen 1921 Paul-Adolf Baron von Hahn heiratete, brauchte sie dringend ein hauswirtschaftliches Universallexikon wie die »Redelien«, um in Plonian, dem »Restgut« ihres Mannes im Norden Litauens, wirtschaften zu können. Bis sie ihre Heimat verlassen mussten. 1939 verabredeten Hitler und Stalin, Ostmitteleuropa unter sich aufzuteilen, und im März 1941 wurden auch die Deutschen aus Litauen »umgesiedelt«. Die »Redelien« wanderte in den Warthegau, das von den Deutschen besetzte westliche Polen – und bereits im Herbst 1941 wieder zurück nach Litauen. Denn am 22. Juni 1941 war der eine Diktator über den anderen hergefallen, Hitler über Stalin, und die Deutschen hatten Annie von Hahns baltische Heimat »befreit«. In Kaunas, Litauens Hauptstadt der Zwischenkriegszeit, richteten sie eine Besatzungsverwaltung ein, ein »Generalkommissariat Litauen«, als Teil des »Reichskommissariats Ostland«, wie das Baltikum einschließlich des westlichen Weißrusslands nun hieß. Annie von Hahn, die mit allen Fasern wieder zurück in ihre Heimat strebte, stellte sich der dortigen deutschen Verwaltung zur Verfügung. Sie sprach nicht nur Litauisch und Lettisch (neben Deutsch, Russisch und Französisch), sie besaß auch Organisationstalent und schrieb »Zehnfinger« auf der Schreibmaschine.

Nach drei Jahren musste sie die Heimat erneut verlassen. 1944 begann die Rote Armee das Baltikum wieder zu erobern, und so wurde die »Redelien« mit auf die Flucht genommen, gelangte mit Kriegsende zunächst in den Westen und schließlich nach Kanada, wohin Annie und Paul-Adolf von Hahn 1952 auswanderten, um sich noch einmal eine neue Existenz aufzubauen. Wohl dort wurde die »Redelien« neu gebunden, um das von vielen Gebrauchsspuren gezeichnete Buch vor weiterem Zerfall zu schützen. Als meine Großmutter 1995 starb,

kamen Teile ihres Nachlasses zurück nach Deutschland an meine Mutter, darunter natürlich die »Redelien«. Auch wenn sie das Buch kaum noch genutzt haben wird, blieb es doch eine Erinnerung an das alte Baltikum.

Als ich 2019 in den Ruhestand ging, zogen meine Frau und ich in mein Elternhaus in Schwäbisch Gmünd. Eines Tages nahm ich die »Redelien« zur Hand und blätterte sie durch. Bloß so, ich suchte nichts Bestimmtes. Und dann stieß ich auf die Briefmarken. Bei den Puddingrezepten lagen sie, postfrisch: »Deutsches Reich«, mit dem Konterfei des »Führers« und dem Aufdruck »Ostland«. In Werten von 1, 3, 5, 12 und 16 Pfennigen, in grau, braun, grün, rot und blau. Auch zwei Nachkriegsmarken fanden sich darunter: »1 Pfennig Briefpost«, aus der »Zone Française«, der französischen Besatzungszone, in der Annie von Hahn 1945 nach ihrer Flucht aus dem Osten gelandet war. Die Briefmarken waren offensichtlich ihr ungenutzter Vorrat.

Da lag sie plötzlich vor mir, die Geschichte des Baltikums und des alten Russlands, der deutschen Besatzung, die Geschichte von Flucht und Vertreibung, und alles kam hoch, alles, was immer in mir gearbeitet hatte. Das Schicksal meiner Großeltern und Eltern, ihrer gefallenen Angehörigen, der ganzen Familie, die Erzählungen, wie das damals war – »vor dem Kriege«, »im Felde« und in »unsrer herrlichen Bewegung«, ihr Leid, ihre Verluste. Das Wissen um Tod und Vernichtung, Schrecken und Zerstörung, alles, was Deutsche über andere Völker und Länder gebracht haben, meine Begegnungen mit Opfern und Hinterbliebenen, Besuche an Orten des Schreckens. Der Fund dieser Briefmarken war wie ein letzter Anstoß, diese Geschichte aufzuschreiben.

*

Dass Annie von Hahn ihre Briefmarken in der »Redelien« aufbewahrte, war naheliegend. Ihr Leben lang führte sie eine eindrucksvolle, intensive Korrespondenz, ein weit ausgeworfenes Netz, dicht gesponnen und diszipliniert zusammengehalten. Auch mich erreichten schon als Kind und später als Student regelmäßig ihre Postkarten, eng mit Schreibmaschine beschrieben, nochmals gedreht und auch am Rand kunstvoll betippt. Ob ich der Großmutter bereits geantwortet hätte, pflegte meine sonst nicht besonders strenge Mutter gelegentlich zu fragen. Die Briefe, die sie und ihre Mutter sich schrieben, wanderten im wöchentlichen Rhythmus, auf dünnem Luftpostpapier geschrieben, rasch und zuverlässig über den Atlantik. So wurde der Austausch über alles und jeden zum Tresor der Erinnerung, auch an unsere eigene Kindheit, denn alle Briefe blieben erhalten.

Erhalten blieb auch ein Großteil jener Briefe, für die Annie von Hahn keine Marken brauchte – ihre Feldpostbriefe, die sich als wahre Fundgrube erwiesen. Feldpostbriefe waren portofrei, weil sie während des Krieges sicherstellen sollten, dass die Verbindung zwischen Front und Heimat nicht abbricht. Bis eines Tages aus dem Feld keine Antwort mehr kam und die letzten Briefe als unzustellbar zurückgeschickt wurden.

Annie von Hahns Korrespondenz per Feldpost war noch intensiver als ihre sonstige. Mochten ihre Tage im Büro in der deutschen Verwaltung in Kaunas noch so lang und anstrengend sein, täglich setzte sie sich, meist abends, an ihre kleine Reiseschreibmaschine – »Nun ist es sehr spät und ich muss schlafen gehen und endige daher für heute« – und schrieb ihren beiden Männern an der Front: ihrem Mann, der bald am Wolchow in Nordwestrussland in einer Stellung saß, die den Einkreisungsring um Leningrad nach Osten absicherte,

und ihrem Sohn Paul, der nach einem Notabitur 1942 »endlich« auch an die Front »durfte« und der mit seiner Einheit auf dem Vormarsch weit hinein in den Kaukasus war, hin zum Kaspischen Meer, zu den Ölquellen Aserbaidschans, die die Wehrmacht nie erreichen sollte.

Annie von Hahn schrieb den beiden, indem sie zwei Bögen übereinander in die Schreibmaschine einspannte und ein Kohlepapier dazwischenschob. Sie schrieb nicht die ganze Seite voll, stets schloss sie einige individuelle Zeilen an, wie man sie nur dem Mann oder dem Sohn schreibt. Im Kern waren es Berichte über das, was sie tagtäglich sah und erlebte – Zeugnisse des Alltags in Litauen und der deutschen Besatzungsherrschaft, soweit Annie von Hahn in diese Einblick hatte. Ihre Briefe sind eine der Quellen, aus denen dieses Buch sich speist.

*

Zurück in Schwäbisch Gmünd nahm ich mir das Archiv vor, das mein Vater in meinem Elternhaus eingerichtet hatte. Vieles war mir durch Stöbern und Lesen über die Jahre im Wesentlichen vertraut geworden. Annie von Hahns Briefe liegen dort, viele Unterlagen und Bruchstücke der Erinnerungen meines Vaters – so viel er auch schrieb, sein Projekt, einmal sein ganzes Leben aufzuzeichnen, blieb unvollendet –, Aufnahmen eines sehr langen, über die Jahre von mir mit ihm geführten Gesprächs, die Erinnerungen meines Großvaters Alexander von Fritsch an seine Jugend im Kaiserreich und seine Erlebnisse in »Deutsch-Südwest«. Aber auch Gegenstände wie die Schulterstücke der Uniform, die »Onkel Werner« trug, als er 1939 fiel, ein Vetter meines Großvaters, der im Februar 1938 als Oberbefehlshaber des Heeres von Hitler

demontiert worden war. Nach ihm war ich schon als Kind oft gefragt worden. Und immer wieder dreht sich im Archiv alles um das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg, diese zwölf Jahre bilden den Kern des Erlebten und Überlieferten, von hier aus spinnen sich die Fäden kreuz und quer und bis in die Gegenwart.

Und dann gibt es da noch eine besondere Schachtel, gar nicht sehr groß und aus Pappe. Nach dem Tod meiner Großmutter war auch sie zurückgewandert aus Kanada. »Andenken von Polja« steht in der Handschrift meiner Großmutter auf einem Zettel, der zuoberst in jener Schachtel liegt. »Poli« wurde der nächstjüngere Bruder meiner Mutter in der Familie genannt oder eben »Polja«, wie die russische Koseform seines Namens lautet. »Polja«, so unterzeichnete er die Briefe an seine Freunde, mit seinem »russischen Namen«, auch im Krieg.

Die Schachtel enthält einen Kalender aus dem Jahr 1936, auf dem Einband die Olympischen Ringe, ein Adressbuch und das schwarze Halstuch mit dem Lederknoten, die Schulterstücke und Aufnäher eines Hitlerjungen. Außerdem ein kleines Album, 8 × 9 cm, selbst gefertigt, mit winzigen Fotos von Polja; auf den schwarzen Einband ist mit weißem Faden der Umriss des Eisernen Kreuzes genäht.

Das ungewöhnlichste Stück in dieser Schachtel ist eine längliche Blechdose, grau lackiert und zerbeult, mit einer Aufschrift in Fraktur: »Dienstbrille«. Ein Bügel und zwei kleine Brillengläser, dick wie Flaschenböden, ein Zettel mit Angaben zum Besitzer – »Schütze Paul von Hahn« –, seinem Truppenteil – und seiner Sehstärke: rechts und links + 6,5 Dioptrien.

Polja war extrem fehsichtig, so stark, dass er gar keine Chance hatte, auch nur den Anfang seines Einsatzes als Soldat

zu überleben. Am 1. März 1942 war er 18 Jahre alt geworden, am 30. Juni kam er an die Front, am 25. August ist er im Kaukasus gefallen.

Dieses Buch erzählt, neben vielem anderen, auch Poljas Schicksal. »Die Geschichte in mir« habe ich auch seinetwegen geschrieben. Einem von mehr als 20 Millionen auf allen Seiten gefallenen Soldaten – unter ihnen auch Karl-Erdmann, der Bruder meines Vaters, der den Krieg, anders als Polja, von Beginn an mitgemacht hatte, 2053 Tage lang, und der am 17. April 1945 als Offizier einer längst zerschlagenen Armee gefallen ist, 21 Tage, bevor das Morden in Europa ein Ende haben sollte.

Doch im Kern ist die »Geschichte in mir« die Geschichte meiner Familie im 20. Jahrhundert – und zugleich nicht »meine Geschichte«. Der Junge, der auf dem Umschlagbild auf uns zu radelt, bin nicht ich. Dieses Buch ist keine Autobiografie im üblichen Sinne, wenngleich eine sehr persönliche Erzählung. Es ist die Geschichte meiner Eltern und Großeltern, ihrer Verwandten vor dem Hintergrund der großen Geschichte, mit der Frage, was ihre Leben für Auswirkungen auf meines hatten. Wie ihre Biografien meine geprägt haben und so zum Teil meiner Geschichte wurden. Mit allem, was sie bestimmt hat: an Glück und Freude, Leid und Verlust, Schuld und Verantwortung.

Es ist ein Buch über den Umgang mit jener Geschichte in der Generation vor mir, in meiner Generation und schließlich in jener nach mir. Und es ist ein Buch über die Notwendigkeit, Widersprüchliches auszusprechen und in sich zuzulassen, um es aushalten zu können, in dem Versuch, der Wahrheit gerecht zu werden. In dem Wissen, dass »es die Vergangenheit, als sie Gegenwart war, nicht gegeben hat«, wie Martin Walser es gesagt hat. Eine Vergangenheit, die sich uns jetzt gleichwohl aufdrängt, »als habe es sie so gegeben, wie sie sich jetzt